Das Unterhaltungs-Blatt
Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 104. Samstag, 16. April 1932.

Millionärin ohne Geld

Roman von Hans Morgan

(22. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

19.

Er wartete schon auf sie, als sie um sechs Uhr die verabredete Stelle erreichte. Diesmal trug er nicht die Uniform, hatte die schlanke hohe Gestalt in einen dunklen Herbstmantel gehüllt, der das blasse, scharfgeschnittene Gesicht noch markanter hervortreten ließ.

Ein paar Schritte ging er ihr entgegen, lüftete den Hut und beugte sich über ihre Hand.

Sie hatte ein flauschiges, dunkelwollenes Kleid angelegt, das sie einigermaßen vor der Kälte schützte. Trotzdem fragte er gleich besorgt:

„Ist Ihnen denn nicht zu kalt ohne Mantel?"

Sie schüttelte nur den Kopf. Konnte ihm doch nicht sagen, daß sie noch nicht so viel Geld übrig gehabt, sich einen warmen Mantel zu kaufen.

Mitsammen gingen sie langsam weiter.

„Also, Fräulein Wendhus", begann er nach kurzer Pause. „Eine Überraschung: ich habe Glück gehabt. Zur Orientierung kurz: ich wohne in der Lindenstraße 8, nahe dem Halleschen Tor bei einem älteren Ehepaar Apelt. Der Mann ist Zugführer der Untergrundbahn, die Frau eine liebe mollige Dame, bei der man sich wohl fühlen kann. Nun habe ich heute mittag mit ihnen gesprochen . . . sie besitzen nämlich noch ein reizendes Zimmer, das früher der Tochter gehörte, die augenblicklich längere Zeit verreist ist. Sie wollten es natürlich nicht vermieten. Besonders der Mann war dagegen. Als ich aber erzählte, für wen ich das Zimmer gern hätte — ich habe den Leutchen gelegentlich einmal von unserm ersten Zusammentreffen berichtet —, wandelte er seine Ansicht. Wenn Sie also wollen, können Sie morgen schon einziehen. Ich habe auch schon den Preis vereinbart, vorbehaltlich Ihrer Zustimmung selbstverständlich. Aber das Zimmer wird Ihnen gefallen . . . es ist freundlich, ganz im Jungmädchenstil. Ich weiß nur nicht, ob es Ihnen recht ist, mit mir . . ."

„Aber, Herr Buchenau! Ich bin Ihnen so dankbar, daß Sie mir auch die Mühe abgenommen haben und bin mit allem einverstanden!"

„Dann ist's ja gut! Ehrlich gesagt, hatte ich ein bißchen Dampf, es nicht richtig gemacht zu haben. Ich habe Frau Apelt versprochen, mit Ihnen heute noch vorbeizukommen . . ., der Mann hat leider Spätdienst, sodaß Sie ihn erst bei Ihrem Einzug kennen lernen."

„Wenn mir das jemand heute früh gesagt hätte, daß ich heute abend aus allen Nöten heraus bin!"

„Und mir, daß ich heute das Glück habe, meine Lebensretterin wiederzusehen!"

„Übertreiben Sie nur nicht!" lachte sie unbeschwert. „So gefährlich war's ja gar nicht!"

„Doch!" erwiderte er durchaus ernst. „Ich behauptete zwar: es gibt keine Härte des Lebens, der man nicht die noch größere des inneren Widerstandes entgegensetzen könnte — aber in einer solchen Lage versagt manchmal jeder Wille!"

„Ich hatte gerade an jenem Tage, kurz bevor ich Sie sah, ein anderes Erlebnis, das mich erschütterte." Sie erzählte von der Szene mit dem jungen Mann auf der Straßenbahn, der seine Hand nach der Brieftasche jenes Dicken ausstreckte, Hunger und Verzweiflung in den Augen.

„Nun, soweit wäre es bei mir wohl nicht gekommen — eher ein Sprung in die Spree! Aber wer die wirkliche Not, den Hunger in seiner krassesten Form kennen lernte, billigt eine solche Handlung zwar nicht, findet jedoch ein menschliches Verstehen für sie. Ich glaube kaum, daß der Mann Ihnen dankbar war für Ihre Hilfe in dieser Beziehung."

„Es gibt so furchtbar viel Elend!" sagte sie leise.

„Ja, es gibt viel Not und Elend in unserem deutschen Vaterlande!" wiederholte er und sah starr geradeaus. In seinem Gesicht war ein fast harter Zug, der die Furchen von Mund und Nase noch vertiefte. „Man powert die — Besiegten aus — sie müssen die Kriegskosten der ganzen Welt tragen und auf Jahrzehnte hinaus Jahr um Jahr Milliarden zahlen . . . da bleibt nichts übrig zur Beseitigung der inneren Not." Er brach ab. Führte einen Armhieb durch die Luft, als wollte er einen unangenehmen Gegenstand verdrängen. „Es nützt nichts, darüber zu jammern. Wir ändern es nicht!"

„Es gibt Ihrer Meinung nach keinen Weg, die Not zu bannen oder wenigstens zu lindern?"

„O ja, den gäbe es schon — aber da müßten erst andere Menschen in die Welt kommen. Nicht dies Geschlecht, das nur sich selbst lebt! Das glaubt, alles sei nur seinetwegen da und das Leben nichts weiter als eine extra für sie getroffene Einrichtung! Daher kommt es denn auch, daß sie sich zurückgesetzt fühlen, vom Schicksal ungerecht behandelt wähnen, wenn nicht alles nach ihren Wünschen geht. Sie vergessen, daß wir leben, um in eine Aufgabe hineinzureifen und diese Aufgabe, wenn wir sie erkannten, bis in ihre letzte Konsequenz zu erfüllen haben! Anstatt nur Wünsche an die Welt zu stellen, sollten wir lernen, uns dem Weltganzen einzufügen. Und an jedem Einzelwesen unter uns liegt es dann, ob es ein wertvolles Glied dieses Ganzen sein wird oder nur einer, der sich eben so mittreiben läßt. Dabei ist es ganz gleich, auf welchem Platz wir stehen, ob wir Minister oder Straßenkehrer sind — überall können wir gleich wichtig für das Ganze sein, wenn wir unseren Daseinszweck nur richtig erfaßt haben!"

„Und der besteht worin?"

„In meinen Worten liegt die Antwort: dem Ganzen leben heißt dem Ganzen dienen! Zum Ganzen gehört auch der Menschenbruder, der Hunger leidet und friert! Wenn die Menschen sich dessen bewußt wären und danach handelten, wäre die allerschlimmste Not getilgt. So aber — jeder füllt den eigenen Magen, setzt sich hinter den eigenen Ofen und jagt am liebsten mit der Hundepeitsche die fort, die ihn in seiner Behaglichkeit zu stören wagen! Nur keine Aufregung — was geht mich die Not des andern an! Soll er sehen, wie er was zu essen bekommt! — Aber ich verliere mich. Wir wollen den schönen Tag nicht mit Empörung gegen das lebende Geschlecht verderben, dem wir ja schließlich auch angehören— be-

haftet vielleicht mit denselben Fehlern und Schwächen, die wir an andern geißeln!"

„Seit ich arbeite — und das sind erst vier Monate — habe ich so viel Entsetzliches gesehen, daß es mich bis ins Innerste erschütterte."

„Verzeihen Sie die indiskrete Frage: Sie waren früher — vermögend?"

„Ja. Aber reden wir nicht davon!"

Er glaubte, eine wunde Stelle berührt zu haben und schwieg. So gingen sie eine Strecke, bis sie in die Lindenstraße einbogen. Da erst nahm er wieder das Wort. Begann von den Eheleuten Apelt zu erzählen, von ihrer Freundlichkeit, ihrem Entgegenkommen, ihrer Art, die nichts mit der der allgemeinen Zimmervermieter gemein habe, kam dann auf seine Tätigkeit als Hotelchauffeur zu sprechen, auf kleine Erlebnisse und Intermezzi mit den Gästen.

Alles sichtlich in dem Bestreben, sie auf andere Gedanken zu bringen. Es gelang ihm. Als sie endlich das Haus Nr. 8 erreicht hatten und er die Haustür vor ihr aufstieß, dankte sie ihm mit einem Lächeln.

Nebeneinander stiegen sie die Treppe hinauf. Bis zum ersten Stockwerk.

Er öffnete die Korridortür und ließ sie eintreten ...

20.

Ruhig und gleichmäßig gingen die Tage und Wochen. Ohne besondere Ereignisse. Helga Wendhus begann sich einzuleben in ihrer neuen Umgebung. Die Unstetigkeit der ersten Monate ihres Arbeitsjahres mit ihrer Unsicherheit, ihrem Auf und Ab, ihren mannigfachen aufwühlenden Erlebnissen verblaßte. Ein Leben wuchs langsam auf, das von einer stillen, geruhsamen Schönheit erfüllt war, von einem behaglichen Frieden, wie sie ihn noch nicht kannte. Vielleicht kam nun erst die Zeit, die in Herta Bauers Vorstellungen schwebte, als sie sie durch die Wette dazu brachte, auf ein Jahr eine andere zu sein!

Wie wundervoll war das, wenn man nach vollbrachtem Tagwerk, mit dem Gefühl getaner Pflicht im Innern, mit lieben Menschen zusammensaß und plaudern konnte über irgend etwas! Wie geborgen kam man sich vor, wie bewußt genoß man die zufriedene Stille in und um einen!

Und seltsam ... nie vorher, in ihrem Millionärsdasein weder, noch in den arbeitsreichen ersten Monaten dieses Jahres, nie hatte sie den eigenen Reiz des Daseins, des Lebendürfens so klar empfunden, nie so fühlbar deutlich die Lebenslust in sich getragen wie in diesen Tagen.

Alles, was man ansah, gewann Beziehung zu einem, schien da zu sein, weil es da sein mußte, weil es zur Harmonie dessen gehörte, was sie lebte!

Vielleicht war das alles so ihr zum Bewußtsein gekommen, seit sie Reinhold Buchenau kannte. Dieser eigenartige Mensch, den das Leben so arg angepackt hatte, war trotz allem voll tiefer Menschen- und Lebensziele. In ihren Unterhaltungen klang es immer wieder durch, wie er sich mit allem Seienden verbunden fühle. Wie sehr alles eins sei, erfüllt im urtümlichsten Grunde doch nur von einem Geiste, dem Geiste, der im All sei.

Und wie wunderschön verstand er es, allem Ausdruck zu geben! Seine Worte woben um Alltäglichkeiten einen goldenen Schimmer und öffneten ihr erst die Augen, sie mit einem Male ganz anders zu sehen.

Als sie einmal auf ihren Spaziergängen eine alte, verschrumpfte Frau sahen mit schneeweißem Haar, sagte er:

„Die weißen Haare, die oft so anmutig die welkende Schönheit der Weltdame umrahmen, erscheinen auf der sorgenvollen, runzeligen Stirn der Frau aus dem Volke wie die Sabbatasche eines trüben, freudlosen Lebens!"

Oder wenn sie über die Not der Welt sprachen und Helga impulsiv ausrief, daß es sie bedrücke, nicht allen Menschen helfen zu können, dämpfte er wohl mit seinem eigentümlichen Lächeln:

„Sofern wir nicht auf die Wohltaten menschlicher Güte verzichten, sind wir moralisch verpflichtet, das Gute, das uns von andern Menschen erwiesen wird, uns auch zu verdienen! Menschen, die nur nehmen, weil sie glauben, es müsse so sein, sind dessen nicht würdig. Und Menschen, die allen helfen wollen, ohne Unterschied, werden Enttäuschungen erleben, die sie vielleicht sogar zu Menschenverächtern machen!"

In der Woche, in der sie Tagesdienst hatte, saßen sie oft in ihrem oder auch in seinem Zimmer bei einer Partie Schach. Nie wäre ihr eingefallen, einen Gedanken des Mißtrauens zu haben, wenn er sie einlud, noch ein Stündchen zu ihm zu kommen. Er behandelte sie mit so ehrerbietiger Achtung, als sei sie ein Wesen, das hoch über ihm stünde. Da saßen sie oft, sich mitten im Spiel unterbrechend und ins Erzählen geratend.

Nach und nach erfuhr sie seine Lebensgeschichte.

Als Siebzehnjähriger ging er 1917 ins Feld und erlebte den Krieg und das Grauen bis ins Innerste hinein. Nach Revolutionsausbruch zurückgekehrt, fand er allmählich nur wieder sich ins Leben zurück. Bezog die Universität. Jugendbildner wollte er werden. Wollte helfen, ein neues deutsches Geschlecht heranreifen zu lassen. Da verschlang die Inflation das kleine Vermögen der Mutter. Sie stand mittellos. Ohne Besinnen gab er sein Studium auf, um an ihrer Seite zu stehen, ihr Hilfe und Ernährer sein zu können. Er begann wohl in einem Büro, ging von da aus, weil der Verdienst zu gering war, direkt in eine Fabrik — aber in sich trug er doch seine Sehnsucht. Still und fest. In seiner freien Zeit schrieb er. Kleine Erzählungen und Skizzen. Aus innerem Zwang heraus. Immer in der geheimen Hoffnung, etwas damit zu erreichen und so vielleicht doch auf diesem Wege das Ziel zu finden, das er sich gesteckt. Anfänglich aber kam, was er schrieb, aus den Redaktionen zurück. Man war entweder mit Manuskripten überhäuft oder mußte „von einer Annahme absehen, weil die Arbeit nicht recht für unser Blatt geeignet" schien. Dann resignierte er. Gab es auf.

In der schlimmsten Inflationszeit starb die Mutter. Er mußte weiterkämpfen. Tat es mit wenig Glück. War bald hier, bald da. Immer nur gerade so viel verdienend, daß er notdürftig leben konnte. Seine letzte Stellung verlor er, als die Firma in Konkurs ging. Lange Zeit bemühte er sich vergeblich um neue Arbeit. Bekam Arbeitslosenunterstützung, bis sie eines Tages ausgesetzt wurde.

So traf ihn Helga damals.

Die jetzige Stellung als Chauffeur war seine bestbezahlte bisher ... schade nur, daß sie am 1. Februar schon wieder ihr Ende fand. Er legte von seinem Verdienst zurück, um nicht abermals in eine Lage wie im Juli zu kommen. Sah sich auch jetzt hier und da nach einem Ersatz um. Ohne Erfolg bisher.

Helga Wendhus bedrückte es manchmal ein wenig ihm gegenüber, der sie so offen in sein ganzes Leben blicken ließ, gewissermaßen eine Komödie spielen zu müssen. Was würde er wohl sagen, wenn er wüßte, wer sie wirklich war?

Ab und zu lud er sie ein ins Kino oder zu einem Besuch ins Konzert-Kaffeehaus. „Man braucht auch das von Zeit zu Zeit zur Auffrischung!" sagte er. Sie nahm es nur an unter der Bedingung, daß sie für sich selbst bezahle. Er wehrte sich dagegen, berief sich darauf, daß es nicht üblich sei, gab aber nach, als er merkte, wie unangenehm es ihr war.

In der Woche mit Spätdienst sahen sie sich wenig. Wenn er nachmittags um fünf Uhr kam, mußte sie gehen .... verließ er früh die Wohnung, schlief sie noch.

Dann wurde ihr manchmal der Tag etwas lang. Es gab Minuten, in denen sie sich förmlich danach sehnte, mit ihm zu plaudern. Frau Apelt, der sie hier und da im Haushalt half, war trotz ihrer Nettigkeit nur ein ungenügender Ersatz.

(Fortsetzung folgt.)

Als Kaffeepflanzer auf Java.

Von **Alexander van Swieten.**

Die Kaffeebohne ist seit Jahren eine vertraute Freundin von mir. Wir haben so manches miteinander erlebt. Wir haben gemeinsame Erinnerungen. Nicht an Brasilien oder Afrika! Nein! Meine Freundin stammt aus Niederländisch-Ost-Indien. Und von dort, von Java, will ich erzählen, wo meine Freundin zu Hause ist, wo sie nicht in Schaufenstern, neugierigen Blicken ausgesetzt, unter tausenden ihrer Schwestern nackt und bloß zur Schau gestellt wird oder in Tüten und Päckchen gar in Pulverform unter den Arm geklemmt ... sondern wo sie lebt, wo sie sich als süßduftende Blume in schneeweißem Doldenkranze entfaltet, wächst, schwillt und zur Beere wird, komplett mit Schale und Kern, und wo sie sich schließlich durch die vereinigte Tatkraft brauner und weißer Männer zu einer Wohltäterin der Menschheit umformt.

Die Erntezeit beginnt bei uns, im Lande meiner Freundin, im Juni. Dann wimmelt es auf einer Kaffeepflanzung von Arbeitern, die alle schwer reich werden wollen. Und von Sonnenaufgang bis nachmittags um drei wird mit allen Händen gepflückt. Den Höhepunkt bildet dann das Einnehmen der Ernte auf der Fabrik. Was herrscht da für ein Betrieb! Was lärmen die vier- bis fünfhundert Kulis durcheinander beim Sortieren ihrer Ladung. Während Motoren und Maschinen um die Wette dröhnen, drängen sich Scharen von Menschen, beladen mit schweren Säcken, hinauf zum Bezahlschuppen.

Männer, Frauen, Kinder stehen Schlange, sind beladen mit ihren schmierigen Säcken oder schieben sie schweißtriefend vor sich her. Wenn sie bis zur Waage gelangt sind, reißen ihnen die Manburs den Sack fort und werfen ihn auf die Schale. Gleich darauf müssen sie am Bezahltisch sitzen und ihre Hände hochhalten. Und schnell Platz machen für die nächsten. Ich sitze neben dem Raume für empfangenen Kaffee, die Augen fest auf das Zifferblatt der Waage gerichtet. In Reihen ausgebreitet liegt Silber- und Kupfergeld vor mir auf dem Tisch. Schlägt der Zeiger aus, dann ziehe ich blitzschnell die Münzen weg und werfe sie in die Rutschbahn zur Rechten. Ajoh! Weiter! Aufseher und Aufseherinnen weisen die Kulis an und belehren sie. Immer sind Neulinge darunter und Dumme. Lächelnd stehen die neben ihrem Sack und wissen nicht wohin. Man brüllt ihnen zu, sie sollen ihr Geld abholen, doch solch amerikanischen Tempos ungewohnt, bemerken sie erst jetzt, wo bezahlt wird. Und während sie sich in der Richtung des Tisches bewegen, liegt das Geld schon auf dem Boden.

Sack um Sack fliegt auf die Waage. Kuli nach Kuli kniet am Tische. Geld fliegt und klingt .... dreißig Cent ... zweiunddreißigeinhalb ... fünfzig ... der Zeiger der Waage schwirrt und tänzelt hin und her. Unten im Maschinenraume stoßen und brausen die Bronsmotoren, Treibriemen klatschen, die Schälmaschine singt. Es riecht nach Kulischweiß, meine Hände kleben und sind schwarz vom Kupfergeld. Sarina und Waginem sitzen beide vor mir, heben beide die Hände, ja was ist denn los? Seid doch nicht so nervös! Immer einer nach dem anderen! Oh, gleich wirds Streit geben ... doch weiter: Da nehmt! Nehmt! Siebeneinhalb ... zehn ... Jetzt, ein kleiner halbnackter Maduresenjunge, eingefallene Wangen, große glänzende Augen, die Haare wirr. Schlaue javanische Bübchen huschen wie Eidechsen zur Stelle und lassen das Geld im Mund verschwinden; dann hockt ein geputztes Püppchen da in winziger Spitzenkabaja, Schleife im Haar, eine goldene Münze auf der Brust, das blanke Gesichtchen gepudert und mit Ringen an den Fingerchen, die kaum all das Geld halten können ... Mütter mit Kindern kommen heran, da gehts langsamer ... Sie haben ihre Kinder im Slendang auf den Rücken gebunden, und manche der Babys schlafen fest im Trubel, andere schieben ihre splitternackten Sprößlinge vor sich her, die stehen einen Moment frech vor dem Tische und zeigen nach mir: Tsie ... stie ... Pfui! Hier saugt das Baby mitten im Gedränge ungestört an der Mutterbrust, während Mama das Geld entgegennimmt ... Und die Säcke fliegen von der Waage und leeren sich in den Raum, Holzschaufeln schieben die Kaffeemassen nach der Fall-Lucke. Die Waage rasselt. Leere Säcke fliegen über die Köpfe der Kulis. Man greift sie in der Luft, man zankt sich um sie ... weiter ... fünfzehn ... zweiundzwanzigeinhalb ... Junge Frauen treten heran, unnachahmlich elastischen Ganges, dann hocken sie blitzschnell aber graziös vor dem Tische. Alte Weiber schlürfen halbnackt heran, ihre Lippen triefen vom Betelsaft ... huh! Dann kniet wieder eine zierliche Kulonesin da und schaut einen mit großen leuchtenden Augen an, sie weiß, daß sie hübsch und rundlich ist, trägt Ohrringe, Spangen, Armbänder ... Doch stolz unnahbar schreiten Maduresenfrauen einher, mögen sich kaum setzen, und die Augen in ihren schmalen Gesichtern blicken weg. Alle sind groß und schlank, tragen schlichte schwarze Kabajas und keinen Schmuck außer den schweren silbernen Ringen um die Fußgelenke ... Ihre Männer sind gute Arbeiter. Säcke von riesigen Dimensionen schwanken heran, die Beträge werden immer höher: Siebzig ... achtzig ... Säcke von anderthalb Zentner balancieren die Kerls auf den Köpfen. Ihre Gesichter von dichtem, schwarzen Haar eingerahmt, haben oft etwas germanisch Bäurisches, die Nasen sind stark und gerade, ihre Lippen schmal. Haben sie ihr Geld empfangen, dann taumeln sie zählend und rechnend mit gerunzelten Stirnen nach draußen, denn so stark sie auch sind, ihre Gehirne arbeiten langsam. Im Gegensatz zu den Javanen der alten Rasse, die noch immer Hindus sind; man erkennt sie an den stark vorspringenden Backenknochen in den aristokratischen Gesichtern, an dem gesammelten, unbeweglichen Ausdruck. Sie würdigen das empfangene Geld mit keinem Blicke ... sie werden es heute abend beim Spiele verzehnfachen oder verlieren ... ohne mit der Wimper zu zucken ....

Die Holzschaufeln arbeiten wie besessen, das Geld fliegt ... unten rieseln rot, dunkelrot die Kaffeebeeren aus dem Fallschachte, schwimmen in breitem Strome der Schälmaschine zu, in deren gefräßigen Schlund sie sich stürzen. Es knattert und gurgelt in den triefenden Kästen, über den kupfernen, sich erbarmungslos drehenden Zylindern, welche die Beeren durch Gummiklappen pressen. Was an der anderen Seite hellgelb und schleimbedeckt als dicker Brei herausquillt, sind sauber geschälte Kaffeefrüchte. Bald reißt ein starker Wasserstrahl die glatten Bohnen fort nach den Gärungsanlagen.

Und weiter geht es in Staub und Schmutz, in Drängen und Schwitzen: Da nehmt! Tampanono!

Unten am äußersten Ende des Fabrikgeländes zeigt sich ein anderes Bild. Hier herrscht Sauberkeit, Zierlichkeit, Eleganz. Hier hocken auf dem Boden einer blitzblanken Halle die geschmeidigen jungen Javanerinnen und sortieren den marktfertigen Kaffee. Die Bohnen, welche gerade aus der Enthüllmaschine kommen, wo sie ihrer letzten Kleidungsstücke beraubt worden sind. Erst durchwanderten sie also die Schälmaschine und dann die Enthüllmaschine? Ja, so eine Kaffeebohne ist trotz Hitze und Tropenklima warm angezogen: manche Dame kann sich daran ein Beispiel nehmen.

Auf der bloßen Haut trägt eine Kaffeebohne von Stand erst ein Silberfellchen, so eine Art Crepe-de-Chine-Hemdhose, welche silbern glänzt und genau so zart und dünn ist, wie feine Unterwäsche. Darüber trägt sie — als eine Art Korsett — einen Panzer von Horn, der die Aufgabe hat, ihre edlen Teile zu beschirmen. Über die Hornschale hat die elegante Bohne stets ein Gelantine-Unterkleid, welches durchsichtig ist wie ein Film und sie vor den Sonnenstrahlen beschützt. Gegen Sommersprossen. Erst jetzt kommt der eigentliche Anzug. Jede gut angezogene Kaffeebohne im besten Alter bevorzugt das rote, pralle, engsitzende Kostüm in englischem Schnitt. Die jungen Böhnchen lieben mehr die grüne Farbe. Oder gelb, und die alten trauern in schweren zerknitterten Roben ihrer verlorenen Schönheit nach.

Unsere Fabrik ist nun, vom Standpunkte der Kaffeebohnen beschaut, eine Art Entkleidungsanstalt, ein Licht-Luft-Schwimm- und Schwitzbad. Erst entledigt die Schälmaschine die Bohne ihres Kostüms. In der Waschmaschine nimmt man ihr das Unterkleid ab, worauf sie sich in einer langen Gosse freischwimmen darf. Im Trockenhause wird ihr eingeheizt, bis sie ganz steif und hart geworden ist, und schließlich beraubt sie die Enthüllmaschine der letzten Hüllen, nämlich des Korsetts und der seidenen Kombination, wonach sie in die zarten Fingerchen der Sortierfrauen gerät, um nach Figur sortiert zu werden.

Sortieren ist feine Arbeit, denn man macht sich nicht schmutzig dabei. Ein farbiges Bild ist es, 40 bis 50 junge Javanerinnen in ihrer phantasievollen bunten Kleidung auf dem Boden der Halle hocken zu sehen während ihrer Arbeit schwatzend, rauchend und essend. Hin und wieder werfen sie auch kleine verstohlene Blicke nach dem jungen Assistenten der die Aufsicht hat. Man kleidet sich in Seide und erlaubt sich den Luxus eines Spitzentaschentuches. Das Haar wie Ebenholz ist glänzend glatt zurückgekämmt und läuft sauber aus in den tief im Nacken sitzenden Gelungan, den javanischen Chignon, der von einem Haarnetz gehalten wird und worin ein schicker beinerner Kamm steckt oder gar eine Haarnadel mit einem Kranze goldener Münzen.

Zum Sortieren haben die Frauen in den Händen große runde Teller aus Bambusgeflecht. Manche stehen aufrecht und schwingen die Teller mit einer Lage Bohnen auf und ab, damit sich gute und schlechte Exemplare scheiden. Die meisten sitzen, den Teller auf den Knien und mit blitzschnellem Zugreifen ihrer schlanken spitzen Fingerchen ergreifen sie einzelne schlecht aussehende Bohnen und werfen sie mit einem kaum merklichen Schnippen der Hand heraus.

Sie singen dazu uralte Melodien, deren glutneue Texte den Freundinnen die aktuellsten Geheimnisse des Dorfes vertraten.

Auf zwei Klapptischen liegen Berge von sortiertem Kaffee, die der Assistent prüfen muß. Während er seine Hand durch die rieselnden Bohnen gleiten läßt und ab und zu eine fehlfarbige herausliest, lehnt die Arbeiterin, deren Werk er begutachtet, kokett am Tisch, ordnet ihr Haar und schaut ihn mit schwarzleuchtenden Augen an, wobei ihre Hand wie im Spiele die seidene Kabaja etwas weiter aufknöpft. Die Mädchen ringsum dämpfen ihre Stimmen und stoßen sich kichernd an. Doch er läßt sich nicht stören

Liebevoll gleitet seine Hand über die braunen Fellchen seiner Freundinnen, der Kaffeebohnen.

In Millionen eilen diese dann über das Weltmeer dahin und tragen Duft und Kraft ihrer Heimat in ferne und fernste Länder.

Mit Hacke und Spaten.

Von **C. P. Hiesgen.**

Einen halben Morgen Wiesenland haben zwei Fäuste in drei Tagen in brotbraune Erde umgewandelt.

Lerchen trugen ihre Jubelkränze hoch ins Blau.

Gepflügte Äcker blitzen mit ihren Feldspat- und Kieselstückchen wie Diamantfelder.

Kirschbäume halten mir ihre Knospen wie winzige Fäuste hin: „Rate, was darin ist?"

Woher soll ich das wissen? — Ich weiß nur, daß die Lerchen hier so singen wie am Chemin des Dames und vor Verdun. — Feuerzungen der Schrapnells zu Häupten, hab' ich das Singen von dem kleinen Tier gelernt. Man hört sich selbst, wenn sich ihr Lied im All verliert.

Mein Spaten blitzt und blinkt wie ein Spiegel und spiegelt mich in die Muttererde, die krumig auseinander bricht. Gestern grub ich zwei morsche Schenkelknochen unter dem Rasen heraus und einen Meter weiter das Sprengstück einer alten Kanonenkugel.

Vor hundert Jahren, im Befreiungskriege . . .

Scharf schneidet mein Spaten in das Land und ich denke nur an das Brot, das braun und krumig meinen Hunger lockt.

Die Sonne drückt mit aller Gewalt die Morgennebel in das Tal.

Die Stadt mulmt drunten noch im grauen Rauch, als dampfte sie im Schweiße von schweren Träumen, die die Nacht ihr gab. Heulhörner und Sirenen brüllen zu mir herauf aufs freie Feld. Schwer drehen sich die Kirchenglocken im Gestühl. Der Frühwind stolpert mit den Klängen in das weite Land.

Die Sonne schmälert meinen Schatten, verdoppelt und verdreifacht ihre Kraft und meine Mühe. Türme reichen mir auf hohen Spitzen goldene Kugeln hin; sie blenden meine Augen, aber nicht mein Hirn.

Fernher ruft mir der Führer hundertpferdiger Lokomotiven sein Signal. Sie sind schon alle vor mir unterwegs, die Weichensteller, Streckenläufer, Brückenwärter, Lampenputzer — und die Heizer, die den Rost von der scharfen Schlacke befreien, daß sich der Rauch im Winde dreht.

Euch Schaffenden allen, euch Kindern und Kündern des Lichts gilt mein früher Arbeitsgruß!

Auf allen Straßen und Strecken rasen meine Gedanken mit euch bis an das Ende der Welt.

Von vier Uhr früh bis nachmittags ist das Feld mein ungestörtes Reich, das seinen Frieden und seine Freiheit aus zwei festen Fäusten nimmt.

Nachmittags, wenn Spaziergänger kritisch um meine Arbeit herumgehen und zusehen, wie die Sonne den Frühling vom Stapel läßt, dann habe ich mein Tagewerk vollbracht.

Qualitäts- und Massenarbeit liefert die Planetenfirma Sonne und Ko. Ketten silberner Knospen und Triebe legt sie um Bäume und Sträucher. Sie kennt keine Arbeitslosigkeit in ihrem Betriebe. Sie baut keinen Wurm im Grase ab, beutet keinen Keim im Fruchtgehäuse aus. Sie bricht den härtesten Steinkern entzwei.

Die Sonne verteilt gerechte Dividenden, dem den schwammigen Bauch und kalkige Adern, mir die schwielige Faust und eine trotzige Stirn.

Höher steigt die Sonne und Lerchenchöre jubeln ihre Lieder höher in den blauen Tag.

Aus dem Steingeröll der gesprengten und niedergelegten Kasematten kommt mein Kind gelaufen und bringt mir die Hälfte eines weißen Totenschädels. Das Kind sucht bunte Steinchen in die seltene Schale.

„Such Blumen!" schicke ich das Kind von meiner harten Arbeit weg.

Es geht und sammelt in die blanke Schale gelbe Blüten Huflattich, die spärlich an den Hängen blühen.

Dann kommt es wieder angesprungen und reicht mir lachend die seltene Schale hochgehäuft voll lichter Frühlingsblüten.

Der kranke Seemann.

Von **Fritzi Ertler.**

Heiß brennt die Sonne auf das Deck des Frachtdampfers, der gleichmäßig durch die glitzernde Flut stampft.

An den Mast gelehnt steht der alte Steffen, seine sonst so fleißigen Hände liegen schlaff ineinander. Das gebräunte Gesicht ist fahl, in den Augen brennt die Glut des Feuers.

„Steffen, geh' in deine Koje!" Der Kapitän faßt besorgt nach der heißen Hand des Matrosen, der seit langen Jahren sein treuer Begleiter ist und so manchen schweren Sturm, so manche bittere Stunde mit ihm durchgekämpft hat.

„Es geht zu Ende, Kapitän, ich takle ab." Rauh ringen sich die wenigen Worte von den Lippen des alten Matrosen.

„Unsinn, Steffen, das geht vorüber, ich lasse dir eine Medizin brauen, dann kriech in deine Koje und verschlaf's."

„Schlafen, ja!" Steffen nickt ein paarmal. „Ich lauf' im letzten Hafen an, Kapitän." Dann kriecht er in die Koje.

Der Kapitän meint es ja gut mit ihm. Der Blick des Kranken streift verächtlich die Flasche mit der Medizin. Was soll ihm dieser Trank schon helfen, ihm, dem alten Seebären, der nie im Leben krank gewesen ist. Wenn der Sturm um seinen Südwester heulte und ihn das Salzwasser der See wie einen Pudel durchnäßte, so hatte er lachend zur Rumflasche gegriffen und in seiner engen, niedrigen Koje das zornige Donnern des Wassers als einschläfernde Musik empfunden. Die See war nun einmal seine Braut, seine einzige große Liebe und wenn sie ihr wildestes Gesicht zeigte, so lachte der Steffen der ungebärdigen Geliebten ins Gesicht. „Die Weiber haben alle Launen", spottete er dann, „warum sollst du anders sein, du wirst schon wieder ruhig." Nun liegt er in dem heißen Loch der Koje mit dem Kopf gegen die Schiffswand. Das Stampfen der Maschinen, das Wasser, das immer gleichmäßig gegen die Wand schlägt, sind ihm gewohnte Geräusche. Heute werden sie für ihn zur Marter. Allein liegt Steffen, ganz allein. Auf dem alten Frachtdampfer gibt es für jeden Mann so viel Arbeit, daß sich keiner um den kranken Kameraden kümmern kann.

Die Fieberglut wird dem Einsamen zum Freund. Sie führt ihn zurück in die Vergangenheit. Steffen sieht den Vater, der sich wortkarg und verschlossen müht, den Unterhalt für die zahlreiche Familie zu verdienen, er sieht die gütigen blauen Augen der Mutter, in denen trotz aller Kämpfe Sonne ist. Er sieht sich selbst als Schiffsjunge und als Matrose die Welt kennen lernen. Steffen fühlt weiche Frauenarme, warme Lippen, aber immer wieder kehrt er zurück zu seiner kühlen Braut, der er die Treue hält, — zur rauschenden See.

Oft, wenn er an Deck gestanden und in die unergründlichen Fluten geschaut hat, hat er den Kameraden lachend versichert: „Dort unten will ich einmal für immer schlafen und wenn ich an Land sterben sollte, so verpackt mich in einen Kahn und versenkt mich in die Wasser, ohne deren Lied ich auch im Leben nicht sein konnte!"

In Steffen ist ein Sehnen, das immer mächtiger wird. Der heiße Kopf brennt, die Luft in seiner Koje ist zum Ersticken. Wenn er nun den brennenden Körper den kühlen Fluten anvertraute, dann hatte alle Qual ein Ende, dann wären sie für immer vereint, er und seine mächtige Geliebte, die ihn ein ganzes Leben nicht aus ihrem Bann gelassen hat.

Steffen schleppte sich an Deck. Seine fieberglühenden Augen bohren sich in den glatten Spiegel des Wassers.

„Ich komme, Schiff hoioh!" Ehe es die Kameraden hindern können, haben sich die Wasser über Steffen geschlossen. Die Matrosen versuchen, den alten Kameraden zu retten. Vergeblich. Die See, der sein Leben gehört hatte, gibt auch den Toten nicht heraus.

Über die wetterharten Züge des Kapitäns aber rinnt eine scheue Träne, als die Matrosen die Mützen ziehen und für den Toten ein letztes Gebet sprechen. Einem müden Wanderer sind die bewegten Wasser zum letzten sicheren Hafen und zur ewigen Ruhestätte geworden.

Aprilmorgen.

Ich sah eine Wiese im Dämmer ruhen.
Doch morgens tausendfarbiges Prangen!
Die Sonne war in goldenen Schuhen
Über die zitternden Gräser gegangen.

Ich sah einen Baum mit kahlen Zweigen
Jetzt plötzlich mit weißen Flammen bedeckt.
Die Winde hatten in lustigem Reigen
Ihn aus den Winterträumen erweckt.

Es glänzte der Tau in silbernen Tropfen
Am dunklen Stamm der schlanken Föhren.
Ich fühlte mein Herz vor Freude klopfen,
Die Botschaft des jungen Frühlings zu hören. **Puck.**

Verantwortlich für die Schriftleitung: F. Günther in Wiesbaden. — Druck und Verlag der L. Schellenberg'schen Hofbuchdruckerei in Wiesbaden.